

Bezugs-Preis

In der Hauptausgabe über den im Stadtgebiet und den Vororten erschienenen Postabfertigstellen abgezahlt: vierjährlich 4.45, bei gleichzeitiger täglicher Auflistung ins Dens. A. 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Österreich: vierjährlich A. 6.—. Direkte tägliche Kreispostbeförderung ins Ausland: monatlich A. 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 7/8 Uhr, die Abend-Ausgabe Montags um 6 Uhr.

Redaktion und Expedition:

Schumannstrasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:

Otto Blehm's Sortiments, (Alfred Hahn), Universitätsstrasse 3 (Paulskirche).

Louis Weise,

Katharinenstr. 14, port. und Königplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt

und

Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig,
des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Nr. 214.

Mittwoch den 28. April 1897.

91. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

Leipzig, 28. April.

Der Wiederbeginn der parlamentarischen Arbeiten hat gestern das alte lästige Schauspiel erneuert, an das man vor Ostern gewöhnt war. Die Reichstage waren kaum so Abgeordnete anwesend, im preußischen Abgeordnetenkamme war es nicht viel besser. Hier kommt indeß die Petition für die nächste Zeit weniger in Betracht, weil wegen der zweiten Staatsberatung keine Abstimmung in Aussicht steht. Am Reichstag ist aber schon bei der Beratung des Auswanderungsgesetzes eine namentliche Abstimmung zu erwarten. Vorläufig steht somit die Wiederholung des Nomos, der bei der zweiten Beratung der Margarine-Vorlage sich abspielt. Den Verneinungen nach werden weitere namentliche Abstimmungen bei der Handwerker-Vorlage erfolgen, sobald man den Wahlkasten, den Reichstag damit wieder zu kommen. Vielleicht wird es auf diese Weise sich schließlich ermöglich machen, daß die Abstimmungsfähigkeit erforderliche Hälfte des Reichstages sich zusammenfindet; sonst wird die Session „verhunzen“. Auch schließlich bei der gestrige Reichstagssitzung wenig Erbauliches. Die Erstatter und sich glänzend stellenden Verbreiter des angeblichen Gesetzes des Kaisers an den Prinzen Heinrich konnten aus der Art, wie der Herr. Bebel diese angebliche Kundgebung ausbeutete, ersehen, daß sie der Sozialdemokratie neuen Wassers an die Küste geholt haben, und jene Kreise, deren Werf ein wäre, derartigen Verhältnissen rechtzeitig entgegengetreten, hatten Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß es sich ein politischer Fehler war, die Veröffentlichung des wahren Wortlautes der Debatte, wenn eine solche überhaupt existiert, dem Gesetz nicht auf dem Fuß folgen zu lassen. Offenbarlich wird das bisher Verblümte nachgebolt, bevor die Majorität des Hauses, die durch die angeblichen Auslassungen des Kaisers gefährdet fühlt, Gelegenheit gefunden hat, diese Empfehlung auf eine gläubigere Lösung der Blütenfrage in der nächsten Reichstagsession nicht nur, sondern auch in ferneren Zukunft noch mehr zu trüben. Dr. Peters, dessen „Fall“ einen breiten Raum in der Debatte einnahm, kann aus dem heutigen Denkschrift des Abg. Bebel und seiner Freunde, den verbündeten Colonialisten einer noch härteren Strafe zu unterwerfen, erschien, daß er sich entweder hätte büßen müssen, den Vorbereiter des „großen Klaudiaten“ oder die Abstimmung auf Einheit in ihre Reihen zu erlassen, oder daß er, um mildere parlamentarische Rücksicht an den Wahlen der Sozialdemokratie zu finden, sich in die Arme des Herrn Bebel hätte werfen müssen. Wie anders hätte sich in diesem Falle Herr Bebel gegen vernehmen lassen! Es waren ja allerdings keine Könige, keine Minister und nicht einmal ordinaire Angehörige der Bourgeoisie, die dem Urtheile des Dr. Peters zum Opfer gefallen sind; in einer Linie mit Kaiser und anderen „Wohltätern der Menschheit“ hätte er also von Herrn Bebel nicht gestellt werden können. Aber hätte er soviel als Zweck seines Verhaltens eine kleine Revolution unter den Schwarzen angelegt und diesen Zweck durch sein jüngstes Verhalten wahrscheinlich machen können, so würde Herr Bebel für völlige Freisprechung oder doch mindestens Verhandlung eingetragen sein. Selbst Herr Kraatz hätte vielleicht ein menschliches Rüben gelassen. Den Gegner der Sozialdemokratie hat es freilich Dr. Peters sehr schwer gemacht, den Verfolgungsteifer dieser seiner

Freunde zu dämpfen, aber als eine Unterlassungshandlung müßten wir es freilich bezeichnen, daß die Vorberater des „großen Klaudiaten“ und Anwälte der anarchistischen Wardubeln sich ohne Widerstand als die berühmten Schäger des „cavalierten, civilisierten christlichen Staates“, als beruhmte Richter und Räder brutaler Handlungen ausspielen durften. Das Herr. Bebel so thöricht gewesen sein sollte, wie die „Nat.-Sig.“ berichtet, nach welcher er von dem „Ruhesposten“ gesprochen hat, glauben wir, im Gegensatz zu dem socialdemokratischen Hüter, der jedes seinen Gegner ungünstige Gerüchte als Thatsätze ansieht und aussetzt, vorläufig schon deshalb bezweifeln zu müssen, weil im ganzen Hause sich Niemand fand, der gegen eine solche Abberufung protestierte.

Es trifft sich eigenartig, daß zur selben Zeit, in der in Deutschland wegen des Falles Peters bei den Einen eine gewisse Riederglockenzeit, bei den Anderen Schadensfreude herrscht, in Frankreich gelegentlich eines an sich nicht allzu bedeutenden Ereignisses Betrachtungen über die Bedeutung von Colonien angestellt werden. In dem an der südfranzösischen Küste von Toulon gelegenen Sfax ist ein Hafen angelegt worden, während man bisher etwa 4 km von der Stadt hatte Anker werfen müssen. Zur Freiheit dieses Ereignisses sind nicht weniger als drei Minister nach Sfax gereist, um dem Festz durch ihre Anwesenheit den Stempel einer besonderen Feierlichkeit aufzudrücken. Der „Sigaro“ bemerkt dazu, daß es ein erfreulicher Zeichen darstelle, daß man in Frankreich von den verschiedensten Aufschauungen über den Wert von Colonien zurückzukommen beginne. Man habe noch vor einigen Jahrzehnten geglaubt, daß Colonien nur dazu da seien, Verbände aufzunehmen und Beamte in gutbezogene Stellungen zu bringen. Jetzt sei man zu der Einsicht gelangt, welche hohe Bedeutung der Besitz von Colonien für die wirtschaftliche Bedeutung eines Staates habe. Frankreich werde wohl daran denken, nicht auf dem Schlachtfeld, sondern in den kolonialen Kriegen seine Gewerkschaft zu England und Deutschland auszutragen. Auf diesem Gebiete Erfolge zu erringen, sei eine gute Art der Revanche. Die Franzosen beweisen mit solchen Aufschauungen einen weiteren Horizont als z. B. die „Freimaurer-Bruderschaft“, die im Abschluß an dem Fall Peters schreibt, dieser Fall fordere wieder dazu auf, die deutsche Colonialpolitik in einen möglichst engen Rahmen zu spannen. Diese Politik sei eine Unglücksgeopolitik, die material nicht den mindesten Augen kränge. Außerdem leide das deutsche Volk durch die Fälle à la Peters. Wenn der Fall Peters zu einer Einschränkung der Colonialpolitik führe, so wäre das genau so, als wenn man wegen einziger Soldatenhandlungen die deutsche Armee verringern wollte, weil dann weniger Unteroffiziere vorhanden seien und damit die Anzahl der Wehrhandlungen sich verringern würde. Es ist bedauerlich, daß auch einige Männer des Centrums sich die Vogel der „Frei. Sig.“ antneigen. So schreibt die „Germania“, daß Fälle wie die Namen Lest, Weddau und Peters das laufende die Neigung, die deutsche Colonialpolitik material zu unterdrücken, verringern müßten. Die Gerechtigkeit, die koloniale Politik zu unterstützen, darf doch nur davon abhängen, ob man sie für ausichtsreich hält, nicht aber von den Empfindungen, die durch das schlimme Verhalten einzelner Personen erweckt werden. Die Wichtigkeit colonialer Belange sollte eben jetzt einleuchten, wo Amerika Prohibitionswelle einführen will und wo großbritannische Colonien daran gehen,

zur Förderung der Industrie des Mutterlandes den Import der fremden Staaten durch Zollmauerregeln zu beschränken. Der „Sigaro“ nennt die für das Schicksal der Ausdehnung des französischen Kolonien so bedeutungsvolle, auf kolonialen Seite keinen Wert lehrende Politik Ludwigs XIV. schwachsinnig; möglicherweise der deutsche Politik der Gegenwart ein so strenges Urteil der Politiker des nächsten Jahrhunderts erspart bleiben.

An den Besuch Kaiser Franz Josephs in Petersburg haben sich nicht mit Unrecht große politische Erwartungen geknüpft. Sie sind nicht getäuscht worden, denn die beiden Kaiserstöcke auf den getragenen Kronen sind historische Documente von weitreichender Bedeutung für die Gestaltung der Dinge auf der Weltbühne und speziell in Europa auf geruhsame Zeit hinan. Es wird uns darüber berichten:

Petersburg, 21. April. Bei dem heutigen Brunnentreffen brachte Kaiser Nikolaus folgenden Trinkspruch auf Kaiser Franz Joseph aus: „Günlich über die Ausweitung Ers. Majestät unter uns. Es ist ein Verdienst, Ihnen zu dienen neuen Gewiss der aufrichtigen Freundschaft, welche uns verschafft, zu danken. Diese Freundschaft ist bestreift durch eine Gemeinsamkeit der Ansichten und der Grundsätze, welche bestreift, Unseren Völkern die Wohlthates des Friedens zu sichern. Ers. Majestät können die berühmten Freiheiten, von denen Ihr Sohn bestellt bin, aus dem ganz besonderen Werthe, den Ich auf eine vollkommenen Solidarität unter uns lege, ermessen. Im Besitz auf das erhobene Ziel, das Wir verfolgen, steht Ich auf die Gewissheit Ers. Majestät, Ihre Majestät der Kaiser und der ganze kaiserliche Familie.“ Kaiser Franz Joseph antwortete mit folgendem Trinkspruch: „Dankbarkeit von dem berühmten und hohen Empfange, den Ers. Majestät mir zu bereiten die Güte halten, und von den vielen schönen Aufmerksamkeiten, die Ich seit dem Augenblicke, da Ich die Grenzen Ihrer Staaten überschritten habe, umgeben worden bin, liegt es mir ganz besonders an Herz, Ers. Majestät dafür Meines leidenschaftlichen und anstrengenden Dant aufzuhören. Ich lebe darin gern einen neuen Werthe des engen Freundschafts, die uns umschlingt und die, gefügt auf die Güte gegenüberliegende Ehrung und Loyalität für Kaiser und Kaiserin, eine feste und sichere Bürgschaft des Friedens und Wohlstandes bildet. Ueberhauptlich dem Siege dieser Seite hingegangen, werde Ich mich noch glücklich schätzen, zu diesem Zweck auf die tollbare Mützigkeit Ers. Majestät rechnen zu dürfen, und in der Übergangung, daß der Erfolg unserer gemeinsamen Anstrengungen gesichert ist, trinke Ich auf die Gewissheit Ers. Majestät und der kaiserlichen Familie“. Beide Trinksprüche wurden in französischer Sprache gehalten.

Der Ton, der in diesen beiden Trinksprüchen angeschlagen wird, geht weit über den Ausdruck conventionaler Höflichkeit hinaus, er ist von einer Herzlichkeit und gegenseitigen Sympathie, die an die Namen Lest, Weddau und Peters das laufende die Neigung, die deutsche Colonialpolitik material zu unterdrücken, verringern müßten. Die Gerechtigkeit, die koloniale Politik zu unterstützen, darf doch nur davon abhängen, ob man sie für ausichtsreich hält, nicht aber von den Empfindungen, die durch das schlimme Verhalten einzelner Personen erweckt werden. Die Wichtigkeit colonialer Belange sollte eben jetzt einleuchten, wo Amerika Prohibitionswelle einführen will und wo großbritannische Colonien daran gehen,

zu „gemeinsamen“, auf die Erhaltung des Friedens abzielenden „Allianzengenossen“ zugeht in der zwiespältigen Erwartung, daß dieselben von Erfolg gefreit sein werden. Eine solche Aussprache im gegenwärtigen Augenblick, der den Weltfrieden durch den griechischen Völkerkriegsbrand, die friderisch-französische Politik Englands und die schwankende Haltung Frankreichs betroht sieht, mag eben beruhigend, wie klärend wirken. Nicht ohne Grund hatte man Österreich eine Zeit lang in Verdacht, daß es in der orientalischen Frage in England hinnahme und von Russland abzuwenden strebe. Nach des gelungenen Kaiserstoßes ist allen derartigen Befürchtungen der Boden entzogen. Russland und Österreich-Ungarn stehen Schalter an Schalter, um den Frieden zu hüten, d. h. im concreten Falle, für die Integrität des osmanischen Reiches einzutreten, und da Russland Ziel gerade das Gegenteil, die Territoriums- und Aufteilung der Türkei ist, so besteht der Zusammenhang Österreich-Ungarns und Russlands zugleich eine gemeinsame Frontstellung gegen England. Aber auch nach einer anderen Seite ist die österreichisch-französische Annäherung, diese „sentente cordiale“, wie man nach dem Kaiserstoß wohl sagen darf, von nicht zu unterschätzendem Werthe. Als Russland in Paris feiern fühlte, als es mit Frankreich sich verbündet, gehabt es auch zu dem Zweck, den Weltfrieden seinen Störungen auszufügen. Man hielt ihn durch den Dreifriede bedroht und sah in der französischen Republik ein gefährliches Werkzeug zur Errichtung dieses Zwecks. Heute reicht der Zar den Kaiser Franz Joseph die Hand, also einem der Dreikönigsfürsten, um sich seiner Hilfe bei der um jeden Preis friderisch-französischen Politik Russlands zu versichern. Das ist ein Abriß des Russlands von Frankreich, denn man in Petersburg sucht mehr volles Vertrauen, und zwar mit Grund, da es der russischen Action in den griechisch-türkischen Wirren nur mit höchstem Widerstreben und ohne Garantie für die Stetigkeit des an der festen Hand Russlands nun einmal eingeschlagenen Kurzes gefolgt ist. Wie von der Friedensfeind Österreich hat der Zar sich auch von dem anrückenden Russland entfernt, während die Segnungen des Friedens zu erhalten, wiederholt überzeugen können, und wenn Kaiser Wilhelm in Petersburg den Baron seinen Gezeckebuch abstehen, wird es aus dem geballtenen Dreisprung herausfallen wie ein Echo der getragenen Kaiserstoße. In Paris spricht man schon jetzt von einer Aufklärung der französisch-russischen Allianz und einem neuen Dreikönigstädtnig. Soweit ist es allerdings noch nicht, obwohl die Entwicklung der Dinge darauf hinzuweisen scheint, aber tatsächlich stehen die drei Kaiser Hand in Hand, um Deinem, wer es auch sei, die Lust am Friedensbrauch vergeben zu machen und das formell noch bestehende französisch-russische Eilvernehmen hat über die Verlobung für Deutschland völlig verloren.

Von kriegerischen Operationen auf dem sogenannten epo-rotischen Kriegsschauplatz ist heute wenig zu melden. Die Griechen entschädigen sich für die schwere Niederlage bei Maritsa durch Melddungen, die aus Griechenland, aber höchstwahrscheinlich in Athen fabriziert, von dem sogenannten Befreiungsverein der griechischen Truppen zu berichten wissen, während Konstantinopeler Melddungen das Gegenteil befirben und in Athen eine Aufgabe des epo-rotischen Kriegsschauplatzes beabsichtigen scheint. Wie die Lage sich dort in Wirklichkeit gestaltet hat, ist überhaupt von sehr geringem Interesse angehoben der Vergangenheit in Athen, wo die Nachricht von der Niederlage der griechischen Hauptstadt

Feuilleton.

Sneewittchen.

Roman von L. J. Redmann.

Gleich darauf erschien der Arzt. Er war überrascht, Paul in dem Krankenzimmer zu finden und machte ihm Verwirr über seine Unvorstellbarkeit.

„Renzen Sie nur zu Doctor“, sagte Paul gleichmäßigt. „Ich kannte meine Frau nicht allein sterben lassen.“ „Ah was, sterben!“ bemerkte der Arzt, indem er sich neben die unanständig schlafende Anna setzte. „Wer spricht davon?“ Er beobachtete die Kranken zorglos und stand dann wieder auf. „Es ist fast ein Wunder, daß Ihre Frau die Nacht noch überlebt hat — aber sie hat, und nun schlaf sie wie ein Engel im Paradies. Was wollen Sie mehr?“

„Ist sie außer Gefahr, Doctor?“ fragte Paul. Seine Stimme klang rauh und unsicher.

Nach menschlichem Ermessens nicht. Es wird alles gut werden.“ Er nahm seinen Receptierblatt und schrieb. „So das lassen Sie machen, es ist nur zur Sicherung, die beste Medizin haben Sie die heute Nacht gebracht — gegen meine Weisheit.“ Er sah Paul mit einem sehsamen Blick an, der unwillig sein sollte und das Gegenteil war. „Heute Abend komme ich wieder. Dann wird wohl Zeit sein, daß ich den Herrn Maurillon in die Ecke nehme. Wenn die Menschen sich mit Gewalt krank machen, so müssen sie ihren Willen haben.“

Und wieder musterte er Paul mit jenem seltsamen Blick. Paul lächelte und bemerkte, er fühle, daß die lästige Krankheit über ihn keine Gewalt habe. Und er bekam Recht.

Die Sonne stieg höher, und als ihre ersten Strahlen in das Krankenzimmer fielen, erwachte Anna. Die Wärterin, die durch verborgneten Eiter ihren Flehen gut machen wollte, war sofort zur Hand und sorgte für die Behaglichkeit der Kranken. Sie erzählte, daß der Arzt da gewesen sei und sich äußerst zufrieden aufgesprochen habe.

Anna hörte kaum hin. „Wie hat geträumt, mein Wann war hier“, sagte sie traurig. „So lebhaft, als wäre es wirklich.“

„Der Herr Maurillon war die ganze Nacht da“, antwortete die Wärterin. „Heute ist er müde und schläft dort in meinem Bettstuhl.“

„Es war so. Die Natur behauptete ihr Recht und Paul war, erholzt durch die Spannung der letzten Stunden und beruhigt über die Zukunft, eingeschlafen.

Anna wachte glücklich und sank wieder in ihr Kissen zurück.

Draußen hörte und ebbte das lärmende Treiben der Großstadt. In dem Krankenzimmer aber herrschte friedliche Stille und lichter Sonnenchein — Sonnenchein, der durch die Fenster fiel und das Gemach mit leuchtendem Goldglanz erhälfte. Sonnenchein, der in den Gemächern neue Freudenreiche erwiderte. Sonnenchein, der die Ewigkeit der Einsamkeit durch den Herzen wegfliegen ließ...

Paul war bald wieder wacher geworden. Nun sah er Anna's Name und ihr Haupt ruhte an seinem Knie. Sie hatten sich unendlich gejagt; merkwürdig, daß sich die unendliche Fülle dieses Gesprächs so wenig Worth preisen ließ!

„Wir wär's, als hättest Du mich gerufen“, so antwortete Paul eine Frage Anna's. „Darum sam ich herüber.“

„Ich schaue mich nach Dir, aber . . .“

„Und Du verstummt, fahr Paul fort.“

„Aber Du wolltest es mir nicht sagen lassen, weil Du ja nicht wußtest, wie mir zu Wuthe war . . . Weißt Du es denn jetzt?“

„Sag es mir.“

„Ich dachte, mein Menschen könnte vergessen, wie wohlbewußt sie in meinem Leben ist, und sie könnte . . .“ seine Stimme ward so eigentlich bewegt, daß Anna sich selber schämte. „Da hielt ich es nicht länger aus, und ich kam zu Dir, um Dich festzuhalten, wenn Du — fort wußtest.“

„O, ich will nicht fort“, flüsterte Anna. „Heute nicht mehr.“

„Wie hat geträumt, mein Wann war hier“, sagte sie traurig. „So lebhaft, als wäre es wirklich.“

Sorge umgeben, daß sie den Verlust des Augenlichts verhindern sollte.

Die folgende Nacht schlief Paul auf einem Divan, der so dicht an Anna's Bett heran gezogen wurde, daß zwischen beiden nur ein schmaler Raum als Durchgang frei blieb.

Die Wärterin schaute doch und thun, daß sie keine Nacht noch bleibend würde, und Paul sah, daß er ihre Glaubensketten schenkte.

Es mochte eine Stunde nach Mitternacht sein, als er Anna's Namen Namen rufen hörte; augenblicklich war er ganz nach unten direkt bei ihr.

Sie zitterte am ganzen Leibe und schluchzte bestürzt.

„Was ist denn, Anna?“ fragte er ganz bestürzt.

„O, ich erwachte mit einem solchen Schreck!“ erklärte sie.

„Es war so finster! Und da überfiel mich die tödliche Angst, daß ich nie wieder leben würde. Nicht wahr, das kommt bei den beiden oft vor?“

Paul zog die untrümbare Ritter an sich und sprach ihr beruhigend zu. Er streichelte ihr das Haar und die Wangen, knechte sie Thronen und flüsterte zärtliche Worte in ihr Ohr. Allmählich ward sie auch gefasster. „Wenn ich Dich nur immer dich bei mir hätte“, sagte sie bittend.

„Ich bleibe bei Dir,“ erklärte er.

„Ich kann jetzt nicht ohne Dich sein — ich meine, wenn Du nicht da bist, muß ich sterben. Sonst würde ich das nicht von Dir verlangen.“

Paul lachte und flüsterte sie.

„Ein Opfer, mein Kleebing? Einwas, was ich für Dich thue? Warum nicht gar?“

„Sie kennt tiefs auf.“

„Sage das noch einmal,“ bat sie. „Ich habe es lange nicht gehört.“

„Mein Kleebing!“ wiederholte Paul bewegt. „Und nur sei still und schlafe. Ich bleibe bei Dir.“